

Thomas Fuchs

Ein
Mann
mit
Stil

HEMINGWAY



mare

mare

Thomas Fuchs

HEMINGWAY

Ein
Mann
mit
Stil

mare

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

1. Auflage 2014

© 2014 by mareverlag, Hamburg

Umschlaggestaltung Simone Hoschack, Berlin

Typografie Farnschläder & Mahlstedt, Hamburg

Schrift Excelsior

Druck und Bindung CPI Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-86648-208-1



www.mare.de

INHALT

- 9 *Vorwort*
- 13 Er spielte Cello
- 21 Die Walküre
- 29 Kansas City, Here I Come
- 34 Via Mala
- 39 Die Verwund(er)ung
- 46 Liebe zur Schwester
- 50 Hadley und Hemingway
heiraten in Horton Bay
- 56 Paris ist Paris ist Paris
- 61 Literarische Odysseen
- 68 Der rastende Reporter
- 76 Eine schwere Geburt
- 82 Für alle Fälle Fitz
- 89 Der Durchbruch
- 95 Trophy Boy
- 99 Go West
- 103 Der Bestseller
- 110 Bullshit
- 117 The Importance of
Being Ernest

122	Kubakrisen
128	Das Herz der Finsternis
133	Der Seebär
140	Aller guten Dinge sind drei?
143	Spaniens Himmel und Erde
149	Ein rauer Wind
157	Havanna Honeymoon
161	Der Schlachtenbummler
169	Wenn Gondeln Trauer tragen
178	Alter Ego
183	Die Hure Ruhm
189	Das Herz ist ein einsamer Jäger
195	Dressing für den Kopfsalat
200	High Fidelity
208	His Own Private Idaho
211	Happiness Is a Warm Gun
215	<i>Nachwort</i>
221	Quellenverzeichnis

»Da ist Mr. Hemingway. Er schreibt
luzide und individuell und wohlklingend.
Er hat seinen Mächten Grenzen gesetzt,
die nur ein Meister überleben kann.«

Evelyn Waugh

VORWORT

Als sich im Juli 2011 Ernest Hemingways Todestag zum fünfzigsten Mal jährte, gab es das zu erwartende mediale Getöse. Auf dem Buchmarkt tat sich einiges. Zahlreiche Werke des Nobelpreisträgers wurden sorgfältig neu übersetzt; im angelsächsischen Raum kamen liebevoll gestaltete Reprints der Erstausgaben heraus.

Das Bild, welches die bislang publizierten Lebensbeschreibungen zeigen, wird durch drei Grund- und viele Zwischentöne geprägt. Die Grundierung besorgte A. E. Hotchner mit *Papa Hemingway*. Er hatte den Schriftsteller während seiner letzten Lebensjahre treu wie einst Eckermann seinen Goethe begleitet und trug durch seine Biografie dazu bei, ein äußerst vorteilhaftes Image zu prägen. Carlos Baker war Hemingway nie persönlich begegnet, hatte aber die Werke des Autors schon zu dessen Lebzeiten wohlwollend besprochen und mit seiner Biografie dafür gesorgt, dass der Schriftsteller seinen angemessenen Platz im literarischen Olymp erhielt. Kenneth S. Lynn schließlich liebte den Blick durchs Schlüsselloch. Auf der Suche nach unterschwelligem sexuellen Botschaften war keiner so emsig wie er. Diese investigative Energie zeigte er auch in anderen Texten, so zum Beispiel in einem Buch über Charlie Chaplin. Zum Glück für Mr Lynn fragte sich niemand, was denn wohl *sein*

Motiv dafür gewesen sei, immer und überall nach subkutanem Sex zu forschen.

In den letzten Jahren ging man dazu über, einzelne Epochen aus dem Leben des Schriftstellers unter die Lupe zu nehmen. Egal ob Spanien, der Erste Weltkrieg oder das Hochseefischen – zu jedem Aspekt existiert inzwischen mindestens ein Buch. Publikationen zum Thema »Hemingway und die Frauen« gab es sowieso schon immer, bald kamen Digests wie »Hemingway übers Schreiben/Jagen/Paris/Fischen/Trinken« hinzu.

Bei den vielen posthumen Würdigungen fiel auf, dass offenbar auch Hätschelkinder des Literaturbetriebs – also jene, die sich zuverlässig von Preis zu Preis hangeln – in Hemingway einen Ahnen sehen. Das ist bemerkenswert, denn solange er noch kreativ war, hatte Ernest Hemingway sich vom Preisbetrieb fern gehalten. Und als es zum Ende seines Lebens dann Preise und Orden hagelte, hat er diese Ehrungen als das verstanden, was sie nur allzu häufig sind: Ausverkauf und Abstieg in den Ruhm.

Auch hat die Flut von Publikationen über die vielen verschiedenen Aspekte der Persönlichkeit Hemingways den Blick auf den Schriftsteller eher verstellt. Ähnlich wie bei dem Gemälde eines Impressionisten sieht man, wenn man zu dicht vor seinem Betrachtungsgegenstand steht, nur noch einzelne Punkte und nicht mehr das ganze Bild.

Letztlich stellt sich bei Hemingway (wie bei jedem anderen Schriftsteller) heute vor allem eine Frage: Sind seine Texte noch relevant? Und falls sie das sind – was der Schreiber dieser Zeilen für weite Teile des Œuvres bejaht –, was sollte man dann über den Autor wissen?

Dieses Buch soll einen kurzen Überblick über das Leben und Werk Hemingways geben, wobei es wichtig schien, historische Ereignisse auch Lesern nachvollziehbar zu machen, die nunmehr ganz Kinder des einundzwanzigsten Jahrhunderts sind.

Bevor es losgeht, noch eine Bemerkung. Mit seiner manchmal allzu breitbeinig inszenierten Männlichkeit hat sich Hemingway nicht nur Freunde gemacht, weshalb es mittlerweile einen erklecklichen Bestand von Publikationen gibt, in denen ausgiebig und durchaus ernsthaft untersucht wird, ob Personen, die in seinem Leben eine Rolle spielten, durch das Tragen von Frauenkleidern auffielen oder ob sie in einer homosexuellen Beziehung mit ihm standen. Ich weiß, es ist möglicherweise ein Schock für Leser dieser Zeilen, aber ich habe nicht vor, mich an diesen Spekulationen zu beteiligen. Sollte Sie dieser spezielle Aspekt des Hemingway'schen Daseins brennend interessieren, schlage ich vor, dass Sie, wann immer ein Name im Text auftaucht, im Geiste dahinter in Klammern »Frauenkleider? Homosexuell?« einfügen. Es findet sich bestimmt irgendwo ein Aufsatz, in dem diese These vertreten wird.

Zurückhaltung in diesem Punkt bedeutet aber keinesfalls, dass ich mich generell vor delikaten Aspekten drücke. Schließlich möchte auch ich einen Beitrag zu den intimeren Fragen der Hemingway-Forschung leisten. So konnte ich mich während meiner Recherchen zum Thema kaum des Eindrucks erwehren, dass die (aus für mich nicht immer nachvollziehbaren Gründen) bis zu seinem Lebensende einzig autorisierte deutsche Übersetzerin Annemarie Horschitz-Horst eine eindeutige Präferenz für – jawoll! – Frauenkleider hatte. Zu der Frage, inwieweit diese aufsehenerregende Erkenntnis das literaturkritische Hemingway-Bild verändern wird, wage ich keine Prognose abzugeben. Lassen wir dieses heiße Eisen jetzt also besser ruhen und wenden uns den belegten Fakten zu.

ER SPIELTE CELLO

Ernest Hemingway wurde am 21. Juli 1899 gegen acht Uhr morgens in einem Vorort von Chicago geboren. Das scheint auf den ersten Blick ein angemessener Geburtsort für einen Schriftsteller zu sein, der eine Schwäche für die Brutalitäten dieser Welt hatte. Chicago, das klingt nach Al Capone und Gangsterkriegen, brutalem Kapitalismus. Außerdem wurden in den riesigen Schlachthäusern der Stadt die ersten Lebensmittelskandale des Industriezeitalters aufgedeckt. Blut, Gewalt und Gier – könnte es für einen angehenden Abenteurer und Literaten ein besseres Ambiente geben? Allerdings hat Hemingways Heimatort Oak Park mit dem Kern von Chicago ungefähr so viel gemeinsam wie Berlin-Wannsee mit Neukölln.

Oak Park war nicht nur ein schmuckes Örtchen für die Oberschicht, es war darüber hinaus so weiß, angelsächsisch und protestantisch wie irgend möglich. Und man ist auch heute noch stolz darauf, dass alle Versuche Chicagos, das Örtchen einzugemeinden, abgewehrt werden konnten. Seit 1870 wurde hier kein Alkohol verkauft (was vielleicht erklärt, weshalb der Schriftsteller in seinem späteren Leben solch einen Nachholbedarf hatte). Neben dem Konsum von alkoholischen Getränken wurde auch öffentliches Fluchen geahndet, Tanzmusik war verpönt wie Schundliteratur. Und damals, um die Wende zum zwanzigsten

Jahrhundert, galten eine Menge Bücher als Schundliteratur, die heutzutage zum Kanon des Bildungsbürgers gehören.

Schwarze wurden nicht geduldet, Juden waren nicht erwünscht; den lärmenden, trinkenden und katholischen Iren von der anderen Seite des Bahndamms begegnete man mit Misstrauen, brauchte sie jedoch für niedrigere Arbeiten.

All diejenigen, die Amerika als Hort der Freiheit und Liberalität schätzten, dürfen nicht vergessen, dass ein Großteil der Auswanderer damals die britischen Inseln verließ, weil ihnen die Religiosität in ihrer Heimat nicht rigoros genug war. Puritaner meinten, dass sich Gottes Gnade nicht zuletzt im geschäftlichen Erfolg zeigt. Grundlagen des Erfolges waren die Kardinaltugenden Mäßigung, Fleiß und Ausdauer, vor allem aber Willenskraft. Man wollte einfach glauben, mit dem nötigen Willen ließe sich letztlich alles erzwingen.

Ernests Eltern Grace und »Ed« Clarence Hemingway befanden sich voll auf der Linie ihrer Gemeinde. Auch sie taten am liebsten so, als wären sie an Bord der *Mayflower* nach Amerika gekommen. Ernests Mutter konnte immerhin für sich reklamieren, dass ihre Eltern noch in England zur Welt gekommen waren.

Hemingways Vorfahren waren Einwanderer und hatten es in der Neuen Welt zu Wohlstand gebracht. Der Großvater seiner Mutter war Kaufmann, der seines Vaters Immobilienmakler. Die Hemingways stimmten regelmäßig für die Republikaner, schließlich hatte Lincoln den Zusammenhalt der Union bewahrt und somit das Fundament für die zukünftige Großmacht der Vereinigten Staaten gelegt. Hemingways Großvater hatte im Bürgerkrieg auf Seiten der Yankees gekämpft und war dabei verwundet worden. Diese Schusswunde – obwohl ihre Natur und die Umstände des Erwerbs im Unklaren gelassen wurden (es könnte sich also um eine ähnlich ruhmlose Verletzung wie die des in der Leistungsggend getroffenen Onkel Toby in Laurence Sternes *Tristram Shandy* handeln) – wurde in der Familie in hohen Eh-

ren gehalten. Es sollte noch ein paar Jahre dauern, bis Hemingway mit eigenen Schussverletzungen zu seiner Legendenbildung beitragen konnte – und noch ein paar Jahrzehnte, bis er in diesem Punkt alle Verwandten übertrumpfen sollte.

Als die republikanische Roosevelt-Variante – also Theodore – 1901 zum Präsidenten gewählt wurde, fühlten sich die Hemingways politisch auf der Siegerseite. Der als Raubein und Brillenträger berühmte Mann stand für vieles, an das auch die Hemingways glaubten: Gewinnstreben, Naturverbundenheit und die ständige Bereitschaft, jedem eine Lektion zu erteilen, der nicht akzeptierte, dass man im Recht sei. Und wie es sich für einen amerikanischen Friedensnobelpreisträger gehört – Roosevelt erhielt diese Auszeichnung 1906 –, war er auch militärischen Auseinandersetzungen durchaus nicht abhold.

Es gibt Fotografien aus Hemingways Kindheitstagen, auf denen es den Anschein macht, als posiere er für eine Verfilmung der Abenteuer von Tom Sawyer und Huckleberry Finn: auf dem Kopf einen Strohhut, in den Händen eine Angel, die Hosenbeine hochgekrempelt und bis zu den Knöcheln im Wasser. Aber für den kleinen Ernest – der sich damals auch »Huck Hemingstein« rufen ließ und später *Huckleberry Finns Abenteuer* als die Quelle aller amerikanischen Literatur feierte – waren die Ausflüge in die Natur keine Flucht aus der Welt der Zivilisation, sondern Teil des Curriculums. Sowohl Vater als auch Mutter legten Wert darauf, dass sich ihre Kinder in der Natur nicht nur bewegen, sondern auch behaupten konnten. Hemingway litt seit Kindertagen an einer Sehschwäche auf dem linken Auge, was ihn aber nicht daran hinderte, sich bald zu einem beachtlichen Schützen zu entwickeln. Trotz des schwachen Auges fing er erst mit knapp dreißig Jahren an, eine Brille zu tragen, was bei einem Schriftsteller, der sich für seine Beobachtungsgabe und seinen Blick fürs Detail rühmen ließ, bemerkenswert ist.

Die kleinen Hemingways wurden von ihrem Vater – für den

die Ausflüge in die Natur eine Möglichkeit zur Flucht aus der Rolle des Gatten und Familienvaters boten – zu kundigen Waldläufern ausgebildet. Als Ernest zehn Jahre alt war, bekam er sein erstes Gewehr geschenkt. Die Kinder lernten, wie man ein Feuer macht und am Leben hält, sich ein Nachtlager bereitet und wie man Fallen stellt. Wichtiger noch: Sie lernten, wie man seine Beute zu Nahrung macht. Die Speisekarte der Natur war überraschend vielseitig, denn Papa Hemingways Lektion zu diesem Thema lautete: Wenn etwas vier Beine hat und es ist kein Tisch, dann kann man es vermutlich essen.

Wer – aus welchen Gründen auch immer – Vorbehalte gegen das Waidwerk hat und sich deshalb von den in Hemingways Publikationen vielfach auftauchenden Elogen aufs Jagen und das unsichtbare Band zwischen Jäger und Beutetier abgestoßen fühlt, sollte bedenken: Amerikanische Jagd findet nicht auf dem Hochsitz statt. Diese Form, das gestehen selbst ihre Befürworter ein, hat etwa den Spannungsgehalt eines Films von Wim Wenders. Man sitzt und sitzt und hofft und hofft, dass endlich etwas passiert. Irgendwann betritt dann vielleicht ein Reh die Lichtung, äugt und äst – und bumm, ist es auch schon vorbei.

Die amerikanische Pirsch verläuft ganz anders. Man kommt dem Wild nahe, etwa bis auf zwei Dutzend Schritte. Aus dieser Entfernung sieht sogar ein Wildschwein Respekt einflößend aus, von größeren Tieren ganz zu schweigen. Wenn man sich dann noch an den Kodex hält, dass das Wild nur in der Bewegung geschossen werden darf, wird die Begegnung zu einer Konfrontation, bei der das Tier nicht völlig chancenlos ist. Natürlich ist ein Jäger mit einer funktionierenden Waffe und ruhiger Hand immer noch klar im Vorteil – trotzdem fällt es um einiges leichter, dieser Jagdvariante eine gewisse Fairness zuzugestehen und ihren Reiz nachzuvollziehen.

Ebenso wichtig wie das Überlebenstraining in freier Natur war für die Hemingway'sche Erziehung das Training des Geis-

tes. Bildung diente in Oak Park vor allem als Statussymbol: Man erwarb sie nicht aus Neugier auf die Welt, sondern weil man definieren wollte, woher man kam und wer man war. Nicht zuletzt deshalb galt amerikanische Literatur bei den Hemingways wenig – nicht mal James Fenimore Cooper mit seinen Lederstrumpf-Erzählungen hatte vor dem kritischen Auge der Naturfreunde Bestand. Sie waren von englischem Blut, also lasen sie englische Literatur. Auf den heimischen Regalen stapelten sich vor allem die Werke Shakespeares, aber auch diejenigen Chaucers, dessen Canterbury-Erzählungen zum Glück so verschlüsselt anzüglich waren, dass dies kaum einem Leser auffiel. Der literarische Hausgott war jedoch John Milton. Milton Jo war ein Ur-Puritaner aus dem 17. Jahrhundert, der ohne Pathos vermutlich nicht mal aufs Klo gehen konnte. Seine Themen waren Rache und Vergeltung, alles hatte groß und gewaltig zu sein. Als Chefideologe der puritanischen Partei hatte er in einem Gedicht die Hinrichtung des britischen Königs Jakob I. gerechtfertigt und war dafür mit einem Parlamentssitz belohnt worden. Nachdem er aus der Politik ausschied, machte er sich an sein Lebenswerk: *Das verlorene Paradies*, eine hochtönende Nacherzählung des Sündenfalls in zwölf umfangreichen Büchern. Der von Milton begründete »Grand Style« machte es möglich, die Welt als einen immerwährenden Kampf zwischen Gut und Böse, Satan und Gott zu sehen. Und was seine Willensstärke betrifft: Während der Arbeit am *Verlorenen Paradies* bemerkte Milton, dass seine Sehkraft nachließ. Er ahnte, dass er erblinden sollte, bevor er den Text beenden würde. Und was tat er? Er brachte seinen Töchtern das Lesen bei, damit sie ihm später aus den geliebten Quellen vortragen könnten. Allerdings – denn Milton wusste nicht nur, wo der Platz Gottes, sondern auch, wo der von Mann und Frau ist – lernten sie von ihm nur das Buchstabieren, denn er wollte zwar, dass sie ihm die Texte vortragen konnten, nicht jedoch, dass sie selbst verstünden, was sie da lasen. Eine Metho-

de, die im Deutschen, wo die Aussprache mit der Buchstabenfolge weitgehend identisch ist, wenig gebracht hätte; im Englischen funktionierte sie jedoch. Die Töchter rächten sich für diese Diskriminierung übrigens schon zu Lebzeiten des Dichters, indem sie – als er nicht mehr richtig gucken konnte – einen Großteil seiner antiquarischen Schätze verhökerten.

Trotz der elterlichen Affinität zur Lektüre tat sich Hemingway während seiner Schulzeit literarisch nicht sonderlich hervor. Er war zwar Mitglied des Debattierclubs und veröffentlichte auch einige Beiträge in der Schülerzeitung *Tabula*. Aber wäre aus ihm kein Nobelpreisträger geworden, würde sich heute wohl niemand mehr an diese Versuche erinnern. Und doch hat ihn der Bücherschrank der Eltern geformt: Während Shakespeare in Hemingways Texten immer wieder mal zitiert wird, hat Milton ihn – wenn auch stellenweise *ex negativo* – viel stärker geprägt. Musste bei Milton vieles gigantisch und gewaltig sein, verwendete Hemingway einen Großteil seiner literarischen Energie darauf, gemeinhin pathetischen Themen den Glanz zu nehmen. Das wirkt manchmal wie eine Trotzreaktion gegen das klassische Vorbild. Dessen sprachliche Direktheit hingegen wurde gerne imitiert. Ein Satz von Milton wie »Better to reign in Hell than serve in Heaven« hätte auch Hemingway gut angestanden.

Amerikanische Literatur hatte auf den jungen Hemingway fast keinen Einfluss; er las neben Jack London und Ring Lardner vor allem Cowboyromane, und der ebenfalls in Oak Park residierende *Tarzan*-Autor Edgar Rice Burroughs dürfte bei seinen literarisch ambitionierten Nachbarn ungefähr so angesehen gewesen sein wie ein Pornograf. Auf den kleinen Ernest scheint er jedenfalls keinerlei Wirkung gehabt zu haben.

Ernest Hemingway war ein guter Schüler, besonders mochte er den Englischunterricht bei Fannie Biggs, einer alten Jungfer, die ihn an Miss Watson erinnert haben könnte, die in *Huckleberry Finns Abenteuer* den kleinen Halbwaisen piesackt. Im

Sport probierte er vieles aus, aber er war keine große Leuchte. Weder beim American Football noch in der Leichtathletik oder beim Schwimmen tat er sich hervor. Seine Lehrer bemängelten seine miese Koordinationsfähigkeit und eine gewisse Langsamkeit. Eine Einschätzung, die sich später in seinem Leben bei einigen Unfällen bestätigen sollte. Einzig und allein beim Tauchen im Schwimmbecken – was aber keine reguläre Sportart war – fiel er positiv auf.

In Oak Park wurde Tanzmusik verachtet, jedoch nicht Musik an sich. Hemingways Mutter war musikalisch und versuchte, diese Liebe an ihren Sohn weiterzugeben. Das Tanzmusikverbot tangierte diesen auch nicht sonderlich; mit seinen großen Füßen machte er auf dem Tanzboden eine eher unglückliche Figur, aber seine Mutter konnte ihn dazu bewegen, Cello zu spielen.

Nun ist das Cello ein bemerkenswertes Instrument. Zum einen sind Cellisten – ähnlich wie Soldaten, die in ihrem Trupp das Maschinengewehr oder die Panzerfaust schleppen müssen – in ihren Quartetts die Dummen. Man braucht sie, aber man macht sie genauso gern zum Gespött. (Wer in der Pubertät ein Instrument bedienen musste, welches man zum Spielen zwischen die Beine klemmt, ahnt, wovon hier die Rede ist.) Was das Cello jedoch einzigartig macht: Es scheint nur düstere und traurige Stücke zu kennen. Die Aufführung einer lustigen Cello-Komposition ist so wahrscheinlich wie ein Hemingway-Text mit dem Titel *Mutterliebe*. Insofern war das Instrument – auch wenn es ihn nur in seinen Jugendtagen begleitete – durchaus passend für den Schriftsteller mit seiner Vorliebe für trübe Themen und eine gewisse unterschwellige Verzweiflung.

Später hat Hemingway Oak Park als einen Ort mit breiten Rasen und engen Hirnen verspottet. In seinem Werk taucht die Stätte seiner Kindheit nicht auf; wenn er Erzählungen über die Jugendzeit schrieb, spielten diese meist im Wald. Doch was hätte er auch über Oak Park schreiben sollen? Eine Art ameri-

kanisches *Buddenbrooks*, mit dem er die Nachbarn zur Weißglut und die Eltern in die Scham getrieben hätte? Romane und Stücke über das kleinstädtische Amerika gibt es genug. Manchmal muss man Schriftstellern auch für die Werke dankbar sein, die sie *nicht* geschrieben haben.